Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 12

Artikel: Wie Goethe starb
Autor: Seelig, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667506

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Ach was", sagte der Meiredli, „ich will es gar nicht wissen; es ist ja doch keine wahre Geschichte!" Sprach's, ging flink über die Brotlade und machte sich mit einem gewaltigen Stück Brot in der Hand, ohne die Großmutter noch eines Blickes zu würdigen, auf die Gasse.

Die Großmutter aber saß, die Hose auf den Boden gleiten lassend, starr und stumm da und staunte mit großen, schier erschrockenen Augen nach der offenen Türe, durch die der Meiredli verschwunden war.

Wie Goethe starb.

Von Carl Seelig.

In jungen Jahren empfand Goethe eine tiefe Abneigung gegen den Anblick von Leichen und Särgen; Berichte von Todesfällen oder künstlerische Darstellungen von Sterbeszenen und Gerippen konnten ihn vertreiben, und beim Hinschied ihm nahestehender Menschen zeigte er sich oft so grausam, wie man es von einem Dichter nicht erwartet hätte: so heftig war sein Widerwillen gegen den Tod.

Mit zunehmendem Alter sah er ihm gelassener ins Auge, und 1824 meinte er zu seinem Privatsekretär Eckermann: „Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet." Noch entschiedener drückte er sich zwei Jahre vor seinem Hinschied in einer Mitternachtsstunde gegenüber dem Kanzler Müller aus: „Glaubt ihr, ein Sarg könne mir imponieren? Kein tüchtiger Mensch läßt seiner Brust den Glauben an Unsterblichkeit rauben!"

Körperlich hielt sich der Dichter bis ins hohe Alter jung. „Gesicht, Geruch, Geschmack und Gefühl," berichtet sein Hausarzt Vogel, „blieben bis zum Tod sehr fein und scharf; das Gehör sagte dagegen immer mehr ab, und besonders bei trübem, naßkalten Wetter mußte man oft sehr laut sprechen, wenn man von Goethe gehörig verstanden sein wollte." Bereits 1823 bewahrte er, im Gegensatz zu früheren Störungen, während einer lebensgefährlichen Erkrankung eine wunderbare Heiterkeit und Ironie. Das Treiben der Ärzte beobachtete er, als wären es Experimente, die sie an einem Fremden machten. „Probiert nur immer," sagte er, „der Tod steht in allen Ecken und breitet seine Arme nach mir aus, aber laßt euch nicht stören; mich soll nur wundern, wie es werden wird."

Auch eine heftige Lungenblutung, die ihn Ende November 1830 überfiel, wurde glücklich überstanden; immerhin unterschrieb er am 6. Januar 1831 ein Testament, das seine drei Enkelkinder als Universalerben einsetzte, und machte sich nach dem frühen Tod seines melancholischen Sohnes August mit fieberhafter Eile an die Vollendung des „Faust", dessen zweiter Teil den dichterischen Nachlaß krönen sollte. Mitte August wurde das handgeschriebene Manuskript eingesiegelt, nachdem die vierzig Bände der Gesamtausgabe bereits früher abgeschlossen worden waren. „Mein ferneres Leben", meinte der Dichter zu Eckermann, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich etwa noch tue."

Am 82. Geburtstag, den 28. August 1831, besuchte er nochmals jenes anmutige Bretterhäuschen auf dem Thüringer Gickelhahn, das er einst als leidenschaftlich Verliebter gekannt hatte. Mit nassen Augen las er zum letzten Mal das Gedicht „Über allen Gipfeln ist Ruh'", das er vor einem halben Jahrhundert in die Wand gekritzelt hatte; dann wandte er sich mit den Worten: „Nun wollen wir gehen!" rüstig dem Abstieg zu.

Die nächste Zeit verbrachte er in unverminderter Frische. Sein Interesse für naturwissenschaftliche, literarische und psychologische Probleme hielt an; Besuche wurden empfangen und mit seinem Enkel Wölfchen hie und da die Dominosteine geschoben. Erst am 16. März 1832 wurde er wiederum ernstlich krank, weil er sich am Tag zuvor bei windiger, kalter Witterung auf einer Spazierfahrt erkältet hatte. Vorübergehend trat freilich eine plötzliche Besserung ein; allein am 20. März verschlimmerte sich sein Zustand bedenklich. „Fürchterliche Angst und Unruhe", erzählt sein Leibarzt Vogel, „trieben den seit langem nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten, hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung

zu erlangen vergeblich suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper triefte von Schweiß; den ungemein häufigen, schnellen und härtlichen Puls konnte man kaum fühlen; der Unterleib war sehr aufgetrieben, der Durst qualvoll. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte gaben die Besorgnis zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutsturz auf dem Wege sein."

Mit Hilfe des Doktors gelang es, den vollständig Angekleideten und im Lehnstuhl Gelagerten etwas zu beruhigen. Er sollte ihn nicht mehr verlassen. Am 21. März kündete ein lautes Röcheln die todbringende Lungenlähmung an. In den lichten Augenblicken antwortete Goethe, das Haupt nach der linken Seite geneigt, noch immer beherzt, ja mitunter scherzend. Einmal träumte er von einem Bild. „Seht den schönen weiblichen Kopf mit schwarzen Locken in prächtigem Kolorit, auf dunklem Hintergrunde," hörte man ihn murmeln. Ein Vorgefühl seiner nahen Auflösung besaß er kaum oder verschwieg es. In der Nacht befahl er seinem Diener, ein zeitgeschichtlich-politisches Buch des schweizerischen Staatsmannes Salvandy zwischen zwei Kerzen vor ihn hinzulegen und versuchte, es zu lesen; da es ihm aber nicht möglich war, blätterte er mit schwachen Fingern darin, hob es in die Höhe und sagte heiter: „Nun, so wollen wir es wenigstens verehren gleich einem Mandarin."

Am nächsten Morgen, seinem Sterbetag, verlangte er gegen neun Uhr zu trinken, richtete sich im Sessel ohne alle Hülfe auf und leerte das mit Wasser und Wein gefüllte Glas in drei Zügen. Dann erhob er sich, vom Sekretär und Diener unterstützt, vollends und fragte, welchen Tag im Monat man zähle? Auf die Antwort: „Den 22. März!" erwiderte er: „Also hat der Frühling begonnen und wir können uns um so eher erholen!" Dann ließ er sich wieder in den Armstuhl nieder und verfiel in einen sanften Schlaf mit fortgesetzten Träumen. In abgebrochenen Worten bat er: „Friedrich, gib mir die Mappe da mit den Zeichnungen!" Da jedoch nur ein Buch vor ihm lag, gab man ihm solches, aber Goethe erwiderte: „Nicht dies Buch, sondern die Mappe." Und als der Diener versicherte, daß keine vorhanden sei, sagte er scherzend: „Nun, so war's wohl ein Gespenst." Bald darauf fragte er, wieviel Uhr es sei? Auf die Angabe der zehnten Stunde verlangte er eine Gabel und Frühstück. Von dem kleingeschnittenen Geflügel führte er einige Stückchen zum Munde, spuckte sie aber wieder aus und erbat sich etwas zum Trinken. Man reichte ihm ein Glas Wasser und Wein, wovon der Kranke aber nur wenig trank, an Friedrich die Frage stellend: „Du hast mir doch keinen Zucker in den Wein getan?"

Nach einem Weilchen ließ er sich wiederum aufrichten, allein die hohe Gestalt schwankte und mußte in den Lehnstuhl zurückgelegt werden. In der Phantasie schien er ein Stück Papier auf dem Fußboden zu erblicken, da er fragte: „Warum läßt man Schillers Briefwechsel hier liegen?" Während er sanft einschlummerte, blieb sein Geist noch tätig, denn er fing an, mit dem mittleren Finger seiner aufgehobenen rechten Hand in der Luft drei Zeilen zu schreiben, welches er bei sinkender Kraft immer tiefer und zuletzt auf dem seine Schenkel bedeckenden Oberbett wiederholte. Schließlich ließ er seine Schwiegertochter Ottilie mit ihrem Stuhl näherrücken und hielt ihre Hand bis zuletzt in der seinen. Gegen halbzwölf Uhr drückte er sich nochmals bequem in die linke Seite des Armstuhls, tat einen heftigen Atemzug und verschied. „Kein Krampf, kein Zucken bezeichnete den furchtbaren Moment; er hörte nur auf zu atmen."

Als seine letzte Äußerung hat man lange Zeit die programmatischen Worte: „Mehr Licht!" oder den Befehl an seinen Kammerdiener: „Öffnet doch die Fensterladen, damit mehr Licht hereinkomme," gehalten. Allein es ist gewiß, daß er sich zuletzt an Ottilie, die Witwe seines Sohnes, gewendet hat, das halbgeschlossene Auge liebevoll zu ihr hindrehte und bat: „Komm, mein Töchterchen, und gib mir dein Pfötchen." So, seine Hand in die ihre gebettet, entschlummerte er wunschlos in eine andere Welt.

Den majestätischen Anblick des toten Goethe hat Eckermann folgendermaßen beschrieben: „Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edeln Gesichts. Die mächtige Stirne schien noch Gedan-

ken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper war nackend in ein weißes Bettuch gehüllt; große Eisstücke hatte man in einiger Nähe herumgestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen.“

„Oesterlen“.

Ostern ist das Fest des neuerwachten Lebens; nach der stillen Karwoche folgt der freudige Ostersonntag, wie der Volksglaube meint: „die Sonne geht hüpfend auf am Ostersonntag“. Ostern fällt auf den ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche (21. März astronomischer Frühlingsanfang), also frühestens auf den 22. März und spätestens den 25. April. Mit der Ostervigile, Nacht vor Ostern, endet das Fasten, wobei das Fest gebührend gefeiert wird. Ostern, althochdeutsch ‚ostra‘, vom Osten her, das aufstrahlende Licht, das neues Leben erzeugt. Vielleicht war die Feier zuerst eine Verehrung der Morgenröte, die als leuchtende Jungfrau Ushas angerufen, später Ostara, wie sie J. Grimm in seiner Mythologie bezeichnet. Der Göttin Ostara zu Ehren, welcher man großen Einfluß auf die Fruchtbarkeit und den Feldbau zuschrieb, wurden mit Beginn des Frühlings große Feste gefeiert.

Ostara, Ostara, der Mutter Erde lasse diesen Acker wachsen
und grünen, ihn blühen, Früchte tragen, Friede ihm.
Daß seine Erde sei gefriedet und sie sei geborgen
wie die Heiligen, die im Himmel sind.

(Aus einem altsächsischen Bardenchor erhalten.)

Ostara heilig waren die Maiblumen und gelben Frauenschühli, weshalb man sie in die lodernden Osterfeuer warf. Denn Freudenfeuer wurden stets angezündet auf den Hügeln und Bergen, wobei man gelegentlich einzeln oder paarweise hindurchsprang. Diese Feuer erscheinen oft in Gestalt von feurigen Rädern, welche als symbolisches Zeichen der Sonne von den Bergen oder Hügeln herabgerollt werden, worauf das alte Ringelbrot, auch Fastenbretzel genannt, weist. Nach einem heidnischen Brauch wurde der Winter als Puppe im Osterfeuer verbrannt, worin wir unschwer die Überlieferung des Zürcher Sechseläutens erkennen. Berühmt waren hauptsächlich im 15. Jahrhundert die Ostermärlein, welche der Pfarrer von der Kanzel aus dem Volke erzählen mußte. Darin waren Witze und Scherze enthalten, welche die Freude über das Wiedererwachen des Frühlings zum Ausdruck brachten, und es entstand das Ostergelächter. Wie die Sonne von Freude tanzt, wollte auch das Volk seine Lebenslust äußern. Man tanzte die Siebensprünge an Ostern:

„Könnt ihr nicht die Siebensprüng, könnt ihr sie nicht tanzen?
Da ist mancher Edelmann, der die Siebensprüng nicht kann.
Ich aber kann se, kann se, kann se!“

Zu den Volksspielen gehörte vor allem der Hahnentanz, wie er sich noch bis in unsere Zeit in Schwaben erhalten hat. Der Hahn ist der Verkünder des Tages, Thor geweiht, rot ist seine Farbe. Rot bedeutet Leben und Fruchtbarkeit. Darum wurden der Göttin der Fruchtbarkeit Eier rot gefärbt. Das Ei als Symbolisierung des Lebens weist demnach weit ins Altertum zurück.

Bei fast allen Völkern spielte das Ei bei den Frühlingsfesten eine große Rolle. Bereits 2000 Jahre vor Christus beschenkte man sich in China mit hartgesottenen, buntgefärbten Eiern. Beim Frühlingsfeste, Tsing-Ming, dienten sie als Hauptnahrung, da es in diesen Tagen streng verboten war, Feuer anzuzünden. In der indischen Entstehungsgeschichte hören wir von einem vierzehnfach gestreiften Weltei, in welchem ein volles Weltalter lag, bis Brahma die sieben Schalen spaltete und aus der goldenen Hälfte die sieben Himmel, aus der silbernen die Erde